

alle ihre Künste fehlgeschlagen waren und der Gemahl ernst und in sich gefehrt vor sich hinblickte, da faßte sie seine Hand und sagte besorgt: „Aber sag' mir nur, was ist dir in aller Welt. Geht dir irgend etwas im Kopfe herum?“ — „Allerdings,“ antwortete der Doktor rasch, und der Riegel war auf einmal aufgetan, der bis dahin seinen Mund verschlossen hatte.

„Es ist zu arg,“ so begann er, „wie jezt die Krankheit wüet. Ich bin nun ziemlich sechs Jahre im Städtchen, aber niemals noch hab' ich eine Krankheitsperiode von gleichem Umfang und von gleicher Schwere durchlebt wie jezt. Es bricht mir fast das Herz, wenn ich an all das namenlose Elend denke, das jezt in unsrer Mitte herrscht. Dort drüben in der Rittergasse liegt fast in jedem Hause ein Patient. Im Eckhaus liegt die kleine Emma, die blonde Gastwirtstochter, du kennst sie, ein vierjähriges, liebliches Kind, das einzige seiner Eltern, an Diphtheritis darnieder; ich fürchte, sie werden ihren Liebling noch hergeben müssen. Im Nebenhaus ward ich zu dem kranken Bergmann, dem Öttler, gerufen; er ist nur erst fünfundvierzig Jahre alt, aber völlig bergfertig, der Lungenkrebs wird seinem Leben bald ein Ende machen, und sie werden ihn hinausstragen. Das zweistöckige Haus auf der andern Seite birgt nicht weniger als drei Typhusfranke aus einer Familie, den Vater und zwei erwachsene Kinder; die arme Mutter ist schon seit zehn Tagen in kein Bett gekommen, und daß sie in kurzem von der tödtlichen Krankheit gleichfalls aufs Lager gestreckt wird, das ist mir klar. Im Hinterhause, da sieht's noch trauriger aus, daß Gott erbarm'! Die alte Neuberten, die fast achtzigjährige Waschfrau, liegt nun schon fast zwanzig Jahre gelähmt im Bette, niemand kommt, der sich ihrer annähme, bis auf eine alte, auch schon fünfundsiebzigjährige Freundin, die sie manchmal besucht, aber selber völlig schwach ist und taub dazu. Und so könnt' ich forterzählen. Es ist ein Jammer. Aus jedem Hause fast schaut jezt die Not heraus, und dazu steht der Winter, der harte Winter vor der Thür.“

Teilnehmend hatte die Gattin zugehört; als er geendet, schaute sie den Gatten mit fragendem Blicke an, als wenn sie sagen wollte: „Und was soll nun werden?“ Der Doktor zuckte mit den Achseln und sagte: „Ja, es kann nicht mehr so fortgehen, es muß nun endlich Wandel geschafft werden — aber freilich, woher soll die Hilfe kommen?“

„Hilfe?“ versetzte die Frau Doktorin, „ich wüßte, wie hier zu helfen wäre: man berufe eine Diaconisse aus Dresden als Gemeindepflegerin!“

Der Doktor schnellte von seinem Sitze empor. Seine kleine, kluge Frau hatte das erlösende Wort gesprochen. Eine Diaconisse — ja das war's, was der Gemeinde längst vonnöten war. Noch an demselben Abend eilte der Doktor zum Bürgermeister — der war's zufrieden und versprach, die Sache gleich morgen im Rat und bei den Stadtverordneten zu vertreten.